

(Nachdruck verboten.)

7) Toma Gordjew.

Roman von Magim Gorli. Deutsch von Klara Brauner.

„O—o!“ ertönte aus der Ferne ein gedehnter Schrei und schloß wie ein Schluchzen . . . Jetzt ging jemand vom Deck an das Bord des Dampfschiffes heran.

„O!“ klang es wieder, aber schon irgendwo in der Nähe.

„Jesimka!“ rief jemand halblaut auf dem Deck. „Jesimka!“

„Ja—a?“

„Steh auf, Teufel! Nimm die Hakenstange!“

„O—o!“ stöhnte es irgendwo in der Nähe, und Toma prallte erzitternd vom Fenster zurück.

Der seltsame Laut schwamm immer näher heran, wuchs in seiner Kraft, schluchzte und zerschmolz im schwarzen Dunkel. Und auf dem Deck flüsterte man aufgeregt:

„Jesimka! So steh doch auf, ein Gast schwimmt!“

„Wo?“ ertönte die eilige Frage; dann schlurrt nackte Füße über das Deck, man hörte hin und her laufen, und am Gesicht des Knaben vorbei senkten sich von oben zwei Hakenstangen herab und drangen fast lautlos in das dicke Wasser ein.

„Ein Ga—ast!“ stöhnte es irgendwo in der Nähe, und ertönte ein leises, sehr seltsames Plätschern des Wassers.

Der Knabe zitterte bei diesem traurigen Schreien vor Entsetzen, konnte aber weder seine Hände vom Fenster lösen noch seine Augen vom Wasser losreißen.

„Bünd die Laterne an . . . man sieht nichts!“

„Gleich!“

Auf das Wasser fiel ein trüber Lichtfleck . . . Toma sah das Wasser sich leise bewegen, es kräuselte sich, als erzitterte es vor Schmerz.

„Schau, schau!“ flüsterte jemand erschrocken auf dem Deck. Zugleich erschien in dem Lichtfleck auf dem Wasser ein großes, furchtbares Menschengesicht mit weißen, fleischenden Zähnen. Es schwamm und schaukelte sich auf dem Wasser, die Zähne waren gerade auf Toma gerichtet, und es schien mit seinem Pächeln zu sagen:

„Ach, Du Kleiner . . . kalt ist's . . . Ich wohl!“

Die Hakenstangen erbeben, hoben sich in die Luft, senkten sich dann wieder ins Wasser und begannen darin etwas vorsichtig zu stoßen.

„Schieb ihn . . . schieb ihn nur . . . gib acht, daß er nicht unter das Rad kommt!“

„Stoß doch selber!“

Die Hakenstangen glitten am Bord entlang und trahnten es mit einem Geräusch, das an Zähneknirschen erinnerte. Toma konnte kein Auge abwenden. Das Füßestampfen, das auf dem Deck über seinem Kopfe ertönte, entfernte sich allmählich gegen das Hinterteil des Schiffes. Und dort ertönte wieder derselbe klagende Laut.

„Ein Ga—ast!“

„Papa!“ schrie Toma mit lauter Stimme. „Papa!“

Der Vater sprang auf und stürzte zu ihm hin.

„Was ist das? Was thun sie?“ schrie Toma.

Ignat lief in großen Sprüngen und mit wildem Brüllen aus der Kajüte. Er kehrte bald zurück, früher als Toma wankend und sich umschauend das Bett des Vaters erreicht hatte.

„Man hat Dich erschreckt . . . nun, das macht nichts!“ sagte Ignat und nahm ihn auf den Arm. „Leg' Dich zu mir!“

„Was ist das?“ fragte Toma leise.

„Das ist nichts, Söhnchen. Das ist ein Ertrunkener . . . jemand ist ertrunken und schwimmt . . . das ist nichts; fürchte Dich nicht, er ist schon fortgeschwommen!“

„Warum haben sie ihn weggestoßen?“ fragte der Knabe weiter und schmiegte sich mit vor Angst geschlossenen Augen fest an den Vater.

„Ja, das muß so sein. Das Wasser könnte ihn uns ins Rad schwemmen . . . morgen sieht's dann die Polizei, und dann geht die Schererei und das Verhör los . . . man würde uns hier anhalten. Darum stößt man ihn weiter. Was macht's ihm? Er ist schon tot . . . ihn schmerzt und kränkt das nicht . . . und die Lebendigen hätten seinetwegen Unannehmlichkeiten. Schlafe, Söhnchen!“

„Er wird also weiterschwimmen?“

„Ja, er wird weiterschwimmen . . . irgendwo wird man ihn herausziehen und begraben.“

„Werden ihn nicht die Fische aufessen?“

„Fische essen kein Menschenfleisch. Das thun die Krebse. Sie lieben es.“

Von der Körperwärme des Vaters schmolz Tomas Angst, doch vor seinen Augen schaukelte sich das furchtbare Gesicht mit den fleischenden Zähnen noch immer auf dem schwarzen Wasser.

„Und wer ist das?“

„Wer weiß das! Bete zu Gott für ihn, sag: Herr, schenke Frieden seiner Seele!“

„Herr, schenke Frieden seiner Seele!“ wiederholte Toma flüsternd.

„Nun also . . . Jetzt schlafe, fürchte Dich nicht . . . Er ist jetzt schon weit! Er schwimmt fort . . . Sei vorsichtig und geh' nicht an Bord heran, sonst wirfst Du auch ins Wasser hinunterfallen, Gott behüte uns davor!“

„Ist er auch hinuntergefallen?“

„Wahrscheinlich ist er hinuntergefallen, vielleicht war er betrunken . . . da war's zu Ende mit ihm! Vielleicht hat er sich selbst herabgestürzt. Es giebt auch solche . . . da stürzt sich einer ins Wasser hinab und ertrinkt. Das Leben ist so eingerichtet, mein Lieber, daß manchmal der Tod für den Sterbenden selbst ein Feiertag ist, und manchmal ist er für alle eine Befreiung.“

„Papa!“

„Schlaf, schlaf, mein Liebling!“

Drittes Kapitel.

Gleich am ersten Tage seines Schullebens wählte Toma, vom lauten, ausgelassenen Lärm der tollen Streiche und der wilden Kinderspiele betäubt, aus der Mitte der Knaben zwei aus, die ihm interessanter erschienen als die andern. Der eine davon hatte seinen Platz vor ihm. Toma, der schüchtern um sich blickte, sah einen breiten Rücken, einen dicken, mit Sommerprossen besäten Hals, große Ohren und einen glatt geschorenen Hinterkopf mit feuerrotem Haar, das wie Borsten in die Höhe stand.

Als der Lehrer, ein kahlköpfiger Mensch mit einer herabhängenden Unterlippe, Afritan Smolin rief, erhob sich der rotthaarige Knabe gemächlich, ging zum Lehrer hin, richtete seine Augen auf dessen Gesicht, hörte die Rechenaufgabe an und begann sorgfältig große, runde Ziffern mit Kreide auf die Tafel hinzumalen.

„Es ist gut . . . genug!“ sagte der Lehrer. „Nicolai Jeshow . . . weiter!“

Einer von Tomas Nachbarn auf der Bank, ein unruhiger, kleiner Knabe mit schwarzen Mäuseaugen, sprang von seinem Platz auf und ging durch die Bankreihen, wobei er überall aufstrebte und den Kopf nach allen Seiten drehte. Bei der Tafel angelangt, stellte er sich auf die Fußspitzen, griff nach der Kreide, die immer abbröckelte und quiettschte, und fuhr damit über die Tafel, die er mit kleinen, undeutlichen Zeichen zu bedecken begann.

„Mach' keinen Lärm!“ sagte der Lehrer und zog sein gelbes Gesicht mit den müden Augen krankhaft zusammen. Und Jeshow sagte laut und schnell:

„Jetzt wissen wir, daß der erste Hausierer sieben Kopfen Profit bekommen hat . . .“

„Genug! . . . Gordjew! Sag' mir, was muß man thun, um zu erfahren, wieviel Profit der zweite Hausierer bekam?“

Die Frage kam Toma, der das Betragen der beiden so verschiedenen Knaben beobachtete, unerwartet, und er schwieg.

„Weißt Du nicht? Hu, erklär's ihm, Smolin.“

Smolin, der seine mit Kreide beschmutzten Finger gründlich mit einem Fegen reinigte, legte diesen hin, beendigte die Aufgabe, ohne Toma anzublicken, und begann wieder sich die Hände abzuwischen, während Jeshow lächelnd und im Gehen hüpfend sich auf seinen Platz zurückabgab.

„Ach Du!“ flüsterte er, indem er sich neben Toma setzte und ihn bei dieser Gelegenheit mit der Faust in die Seite stieß. „Was verstehst Du da nicht! Wie viel Profit war im ganzen? Dreißig Kopfen . . . und es waren zwei Hau-

fierer . . . der eine hat siebzehn gekriegt, nun, und der andere?"

"Ja weiß," antwortete Joma flüsternd, er fühlte sich beschämt und unterzog das Gesicht Smolins, der langsam zu seinem Platz zurückkehrte, einer genauen Musterung. Dieses Gesicht gefiel ihm nicht, es war rund, voll Sommerprossen und mit blauen Schweißaugen.

Jeschow kniff ihn schmerzhaft in den Fuß und fragte: "Besten Sohn bist Du? Des „Tollen“?"

"Ja."

"So . . . Ich werde Dir immer vorsagen. Willst Du?"

"Ja, ich will."

"Und was gibst Du dafür?"

Joma überlegte und fragte:

"Weißt Du denn selbst alles?"

"Ja? Ja bin der erste Schüler . . . Du wirst schon sehen."

"Jeschow, Du schwachstest schon wieder?" rief der Lehrer gekränkt und leise aus.

Jeschow sprang auf und sagte dreist:

"Das bin ich nicht, Jwan Andreitsch, das ist der Gordsejew."

"Sie schwagen beide," erklärte Smolin unberührt.

Der Lehrer zog ein lägliches Gesicht und gab allen einen Verweis, wobei er komisch mit seiner großen Lippe schmäkte; doch seine Worte hinderten Jeschow nicht, sogleich wieder zu flüstern:

"Schon gut, Smolin! Du wirst schon an Deine Klatscherei denken."

"Warum schiebst Du alles auf den Neuen?" fragte Smolin leise, ohne den Kopf hinzuwenden.

"Schon gut, schon gut!" zischte Jeschow.

Joma schwieg und blickte seinen beweglichen Nachbar, der ihm gefiel und in ihm zugleich den Wunsch erregte, von ihm fortzurücken, von der Seite an.

Während der Pause erfuhr er von Jeschow, Smolin sei der Sohn eines Lederfabrikanten und sei auch reich, während Jeschow der Sohn eines Dieners des Kameralhofes und sehr arm war. Letzteres war sowohl an dem grauen Vargentanzug, der an den Knien und Ellbogen mit Plüden geschmückt war, sowie an dem bleichen, hungrigen Gesicht und an der ganzen kleinen, eadigen, knochigen Gestalt des dreisten Knaben zu erkennen. Er sprach mit einer metallischen Allstimme und verdeutlichte seine Rede durch Grimassen und Gesten, oft gebrauchte er Worte, deren Sinn nur ihm bekannt war.

"Wir wollen Kameraden sein," teilte er Joma mit.

"Warum hast Du mich vorhin beim Lehrer verklagt?" erinnerte ihn Gordsejew und schielte mißtrauisch zu ihm hinüber.

"Ach was! Was macht's Dir? Du bist ein Neuer und ein Reicher . . . Die Reichen bestraft der Lehrer nicht . . . Ich bin arm, mich mag er nicht, weil ich immer etwas anstelle und ihm noch nie ein Geschenk gebracht habe . . . Wenn ich schlecht lernen würde, hätte er mich schon längst fortgejagt. Weißt Du, ich gehe dann ins Gymnasium . . . Wenn ich mit der zweiten Klasse fertig bin, geh' ich. Ein Student bereitet mich schon für die zweite Klasse vor. Dort werde ich lernen, daß es eine Art ist! Wieviel Pferde habt Ihr?"

"Drei . . . Wozu brauchst Du viel zu lernen?" fragte Joma.

"Weil ich arm bin . . . die Armen müssen viel lernen, davon werden sie auch reich . . . sie werden Doktoren, Beamte, Offiziere . . . Ich werde auch so klumpen . . . Der Säbel an der Seite, Sporen an den Füßen — Klirr, Klirr! Und was willst Du werden?"

"Ich weiß nicht," sagte Joma nachdenklich und blickte den Kameraden an.

"Du brauchst nichts zu werden . . . Magst Du Lauben?"

"Ja."

"Was Du für ein langweiliger Kerl bist! U—u! E—e!" parodierte Jeschow Jomas langsame Art zu sprechen. "Wie viel Lauben hast Du?"

"Ich hab' keine."

"Ach Du! Bist reich und hast keine Lauben . . . So gar ich hab' drei . . . einen Täuberich, eine gefleckte Taube und einen Kümmler. Hätte ich einen reichen Vater, würde ich hundert Tauben kaufen und sie den ganzen Tag herumjagen. Auch Smolin hat schöne Tauben. Er hat vierzehn . . . den Kümmler hat er mir geschenkt. Er ist aber trotzdem gierig . . . alle Reichen sind gierig . . . bist Du auch gierig?"

(Fortsetzung folgt.)

Carborund.

Der große Wert, durch welchen sich der Diamant gegenüber den andern Steinen auszeichnet, ist die Ursache gewesen, daß sich fortgesetzt die Bemühungen erfinderischer Menschen darauf richten, dieses seltene Naturergenüß durch Kunstprodukte zu ersetzen. Wenn nun auch diese Bestrebungen bisher von nicht besonders großen Erfolgen gekrönt waren, indem die bis jetzt auf künstlichem Wege dargestellten Diamanten nur in äußerst kleinen Formen erhalten wurden, so haben diese Bemühungen doch ein anderes Produkt gezeitigt, welches von größter Bedeutung für viele Zweige der Technik geworden ist. Im Jahre 1891 gewann nämlich der Amerikaner G. S. Acheson bei seinen Versuchen zur Darstellung künstlicher Diamanten das Carborund als harte Kristalle von etwa grünlich-blauer Färbung.

Wenn nun auch Acheson das Carborund als Zufallsprodukt seines Experimentierens mit Kohle und Thonerde im elektrischen Ofen fand, so gebührt ihm doch das nicht zu unterschätzende Verdienst, sofort und mit Ausdauer an die methodische Darstellung dieses neuen Körpers gegangen zu sein.

Bei den Versuchen zur Darstellung von Diamanten machte sich Acheson einen elektrischen Ofen aus einer eisernen Kelle, die er mit Kohle ausfüllte und sie dann mit einer Mischung von Lehm und Kohle füllte. Die nach Abstellen des elektrischen Stromes gewonnenen Carborund-Kristalle waren aber zuerst so klein, daß beschloßen wurde, dieses Experiment unter günstigeren Umständen zu wiederholen. Durch Vergrößerung des elektrischen Schmelzofens kam man bald dahin, aus der verhältnismäßig immer noch kleinen Vorrichtung täglich 125 Gramm Carborund erzeugen zu können.

Acheson war zunächst der Meinung, daß das neue Produkt eine Mischung von Kohlenstoff und Aluminium sei; es zeigte sich jedoch, daß sich dieser neue Körper aus Kohlenstoff und einem andern Bestandteil zusammensetzt, der zunächst als Corund gedacht wurde, bis endlich die Untersuchungen von Dr. Mühlhäuser die wahre Natur dieses andern Bestandteiles als Silicium feststellten.

Carborund, das ein spezifisches Gewicht von 3,12 bis 3,23 hat, steht an Härte dem Diamanten wenig nach; man zerleinerte daher in der ersten Zeit der Fabrikation in Monongahela in Pennsylvania die gewonnenen Carborund-Kristalle und verkaufte das feine Pulver als geschähtes Schleifmittel an die Edelsteinschleifereien. Der schnell zunehmende Bedarf veranlaßte die Verlegung der Carborund-Fabrik nach den Niagarafällen, woselbst durch die großartigen Kraftanlagen der nötige elektrische Strom billig und mit genügender Leistungsfähigkeit zur Verfügung steht.

Die moderne Carborund-Darstellung geht nun in fabrikmäßigen Betrieben in großen Schmelzöfen von etwa 5 Meter Länge, 1,50 Meter Höhe und gleicher Breite in der Weise vor sich, daß man das geeignete Material etwa vierundzwanzig Stunden der Einwirkung eines elektrischen Stromes von 100, 185 oder 250 Volt aussetzt. Da durch die erwähnten Untersuchungen festgestellt wurde, daß Carborund Silicium enthält, so bemußt man jetzt neben der Kohle nicht mehr Thon oder Lehm als Rohmaterial, sondern man verwendet guten Glasand, der sich wegen des Kieselsäuregehaltes gut für die Fabrikation eignet. Weil sich während des Darstellungsprozesses Gase entwickeln, so begünstigt man deren Abzug durch Zusetzen von Sägespänen, die das Gemisch porös machen; außerdem pflegt man noch Salz zuzusetzen, da dieses die Tätigkeit des elektrischen Schmelzofens günstig beeinflusst.

Von den zur Carborund-Fabrikation benutzten Rohmaterialien sind Sägespäne, Sand und Salz ohne weitere Vorbereitungen verwendbar, während Coaks noch einer Behandlung unterworfen werden muß. Der Coaks muß nämlich, soweit er den Kern des Ofens, um den dann die andern Materialien gelagert werden, bilden soll, aus Stücken von gewisser Größe bestehen, die den elektrischen Strom infolge des dichten Aneinanderreichens fortleiten. Ein Teil des Coaks wird als Pulver dem Gemisch der Rohmaterialien zugegeben.

An den Auerwänden des rechteckigen, aus Backsteinen errichteten elektrischen Schmelzofens sind eiserne Ständer von vieredrigem Gestalt zur Aufnahme der Enden der Elektroden vorgesehen; mit den Ständern sind dicke Platten verbunden, die je sechzig Löcher zur Aufnahme der Endstücke der Elektroden aufweisen. Die Elektroden selbst bestehen aus sechzig Kohlestiften von etwa 75 Centimeter Länge und 8 Centimeter Durchmesser; sie sind mit einer Ausbuchtung versehen, in die etwa 20 Millimeter starke Kupferstäbe gesteckt werden, welche mit den andern Enden in die Löcher der Elektrodenplatte münden. Die Kabel für die Zuführung des elektrischen Stromes sind an der Elektrodenplatte mittels Schrauben befestigt.

Soll ein Ofen beschickt werden, so bringt man zunächst in einer Entfernung von etwa 10 Centimetern von den Elektrodenenden Blechtafeln an; nunmehr schüttet man den Ofen etwa bis zur Hälfte mit dem vorbereiteten Gemisch an. Damit dann aus den größeren Coaksstücken der leitende Kern hergestellt werden kann, entfernt man aus der Mitte das Rohmaterial, bis ein Coaksstern von ungefähr 55 Centimeter Durchmesser Platz gefunden hat, worauf die leitende Verbindung zwischen diesem Kern und den Elektroden nach Entfernung der Bleche durch Ausfüllen mit Coakspulver hergestellt wird. Zum Schluß bedeckt man den Kern vollständig mit einer dicken Schicht aus den erwähnten Rohmaterialien.

Der elektrische Strom, der von den Kraftwerken des Niagarafalles mit einer Spannung von 2200 Volt geliefert wird, muß durch einen großen Transformator auf die für den Schmelzofen geeignete

Spannung, die, wie bereits erwähnt, zwischen 100 und 250 Volt schwankt, transformiert (herabgemindert) werden. Da bei dieser Umformung durch Stromverluste der Transformator, der für 1100 Pferdekräfte berechnet ist, stark erwärmt wird, so muß er durch eine besondere Kühlanlage vor zu großer Erhitzung bewahrt werden.

Nachdem der elektrische Strom eingeschaltet ist, tritt während der ersten dreißig Minuten keine Veränderung ein; je länger aber der Strom auf das Gemisch einwirkt, umso mehr machen sich die Geräusche von Gasen bemerkbar, die aus der Mischung aufsteigen. Nach Verlauf von fast vier Stunden bilden die Kohlenoxydgase auf dem Schmelzofen ein lodernes Flammmeer. Je mehr der Prozeß fortgeschreitet, um so mehr sinkt der Ofen zusammen und aus den sich alsdann bildenden Rissen und Spalten steigen durch die blauen Flammen des Kohlenoxydgases gelbliche Natriumdämpfe empor. Es liegt im Interesse einer guten Produktion, den Prozeß der Gasentwicklung langsam und beständig vor sich gehen zu lassen; treten nämlich die Gase an einzelnen Stellen so stark auf, daß sie größere Spalten erzeugen können, so werden auch größere Mengen des Gemisches mit emporgeschleudert und man ist in solchen Fällen gezwungen, den elektrischen Strom abzustellen und durch Nachfüllen von neuen Rohmaterialien die Oeffnungen zu verstopfen.

Hat der elektrische Strom vierundzwanzig Stunden auf das Gemisch im Schmelzofen eingewirkt, so ist der Fabrikationsprozeß des Carborunds meist beendet; mitunter ist es auch nötig, während 36 Stunden die Stromzuführung aufrecht zu erhalten.

Wenn der Schmelzofen nach Abstellung des elektrischen Stromes während einiger Stunden genügend abgekühlt ist, reißt man die gemauerten Seitenwände fort, nimmt die unverändert gebliebene äußere Beschichtung herunter und bricht alsdann die nun folgende Schicht des amorphen Carborunds ab. Bevor man jedoch auf den eigentlichen Carborundteil des Ofens schlägt, muß man noch eine wenige Centimeter starke zweite Schicht amorphen Carborunds entfernen. Die etwa 30 Centimeter starke Carborundumhüllung des Coaksteris besteht aus Carborundkrustallen von geringer Größe. Eine Beschichtung des elektrischen Schmelzofens liefert bis 4 Tonnen (a 1000 Kilo) Carborund.

Das Carborund, welches im elektrischen Ofen einer Temperatur von 2000—3000 Grad ausgesetzt war, ist nicht schmelzbar, wird von Wasser und Säuren nicht aufgelöst und ist an Härte dem gebräuchlichen Schmirgelmaterial Corund wesentlich überlegen. Um das Rohmaterial für die mannigfachen Zweige der Industrie und des Gewerbes für Schleifzwecke geeignet zu machen, bringt man es zunächst in Perlemeringmaschinen, die es nach verschiedenen Störgrößen zerbrechen, und unterwirft es einem Reinigungsprozeß durch Behandlung mit verdünnter Schwefelsäure in Holzgefäßen. Nachdem die unerwünschten Beimischungen entfernt, das Carborund gewaschen und getrocknet ist, wird es als Schleifmittel teils direkt als Pulver in den Handel gebracht, teils wird es aber noch weiter durch geeignete Behandlung und Formgebung für bestimmte Schleifzwecke besonders hergerichtet.

Umfangreiche Anwendung haben namentlich in der Metallindustrie die sogenannten Schleifscheiben aus Carborund gefunden; diese werden unter Beimischung von Thon als Bindemittel mit Hilfe von Pressen in die verschiedensten Formen gepreßt und dann im Ofen gebrannt. Für manche Zwecke werden die Schleifwerkzeuge aus Carborund auch durch Mischung mit Porzellanerde oder auch mit Schellack und darauffolgendem Formengeben und Brennen im Ofen fabriziert. Die zu diesem Brennprozeß verwendeten Ofen gleichen den Heizungsanordnungen in der Porzellanfabrikation. Die Carborundfabrikate werden in den geschlossenen Ofen ungefähr eine Woche der Hitze ausgesetzt. Nach langamer Abkühlung der Heizungsanordnung nimmt man die gebrannten Carborund-Schleifwerkzeuge heraus und dreht sie mittels Diamanten ab.

Wenngleich Carborund teurer als Schmirgel ist, so hat es sich doch in verhältnismäßig kurzer Zeit als Schleifmittel eingeführt, da es wesentlich leistungsfähiger als das Corund ist. Bei Einkauf nach Gewicht ist zu berücksichtigen, daß man eine größere Menge Carborund als Schmirgel pro Gewichtseinheit erhält, weil ersteres um ein Viertel leichter ist als Corund.

Die bei den Schleifprozessen auftretenden Erwärmungen hält das Carborund ohne jeden Schaden aus; man kann daher z. B. mit derartigen Schleifrädern das Schleifen der härtesten Metallsägeblätter bequem vollführen, und dieses hat den Vorteil, daß man nicht mehr bei der Herstellung dieser Sägeblätter auf die Härte der früher zum Anschärfen benutzten Feilen Rücksicht zu nehmen braucht, sondern daß man die Sägeblätter bedeutend härter erzeugen kann.

Außer in Form von Schleifwerkzeugen und von Pulver wird das Carborund auch noch als Schmirgelleinen hergestellt, indem das Leinen oder Papier mit dem Corund durch ein geeignetes Bindemittel fest verbunden wird. Derartige Corundpapier findet z. B. auch in der Schuhmacherei zum Glätten der Sohlen Verwendung, wobei hervorgehoben werden muß, daß hierbei nicht nur bessere Arbeit als bei Benutzung von gewöhnlichem Schmirgel geleistet wird, sondern daß die Bewältigung der Arbeit auch in bedeutend kürzerer Zeit vor sich geht, sodas heute eine Person mit Corundschmirgel oft so viel leistet, als früher sechs Arbeitskräfte in der gleichen Zeit bei Benutzung gewöhnlichen Schmirgels fertigstellen konnten.

Wenn so die Anwendung des Corund als Schleifmittel eine hohe Bedeutung gewonnen hat, so ist aber die Verwertung dieses Mate-

rials hiermit nicht erschöpft, denn es eignet sich auch als Beimischung bei dem Herstellungsprozeß von Stahl, weil es meist über 60 Proz. Silicium enthält, ausgezeichnet.

Die weitverbreitete Ansicht, daß Carborund nur an den Niagarafällen in Amerika fabriziert wird, ist falsch, da dort wohl die älteste, aber nicht die einzige Fabrikationsstätte ist, indem in Europa zwei Carborundfabriken bestehen, von denen die eine zu Venetel in Böhmen und die andre zu La Vathie in Frankreich gelegen ist.

P. M. Grempe.

Kleines Feuilleton.

— Gottfried Keller als Sündenbock. Man schreibt der „Frankfurter Zeitung“: Im unlängst erschienenen ersten Bande seines „Memoirenwerkes „Republikanische Wandbilder und Porträts“ (In Kommission bei Th. Schröder in Zürich und Leipzig) erzählt der jetzt zweiundachtzigjährige bekannte Politiker und Abvokat Dr. Friedrich Locher von einem Schulkrawall, an welchem nebst ihm selber auch Gottfried Keller beteiligt gewesen. In der „Industrieschule“, die anfangs der dreißiger Jahre gegründet worden, amte neben dem Junker Professor Escher, der in Mathematik, und Julius Fröbel, der in Geographie und Geschichte unterrichtete, auch ein gewisser Egli als Lehrer der Rechenkunst. Dieser letztere stammte aus dem unweit Zürich gelegenen Kühnacht, von wo er, seiner liberalen Gesinnung wegen, von einflussreichen liberalen Gönnern in die Stadt gezogen worden war. Die Mehrheit der Stadtbürger stand aber der liberalen Idee, die in den Orten am See ihre festesten Stützpunkte hatte, noch feindlich gegenüber, und daraus erklärt es sich denn, daß der neue Landschulmeister, der gleichzeitig die Stelle eines Sekretärs im neugeschaffenen Erziehungsrate bekleidete, sich vielerlei Anfeindungen ausgesetzt sah. Die Ruben, die er unterrichten sollte, nahmen sich ihm gegenüber die größten Freiheiten heraus. Als er eines Tages mit Strafnoten drohte, hieß es: „Was? Der Kühnächter soll Gott danken, wenn er nicht bestraft wird!“ Und ohne weiteres machte sich die Gesellschaft daran, den guten Mann jämmerlich durchzuhaben. Kurze Zeit darauf rächte sich dieser letztere auf eine originelle Weise. Er hatte die Schlüssel der Schule befehls Durchsicht mit in seine Wohnung auf den „Sündenbock“ genommen und stellte mit der Rückgabe derselben die Geduld der schlimmsten Stadanbrüder auf eine harte Probe. Die Hefte abzuholen, machte sich eines Nachmittags die ganze Klasse auf den Weg. Egli ließ eine Anzahl der Schüler, die sogenannte „Deputation“, eintreten, verriegelte dann die Thür hinter ihnen und nun wurden sie von den beiden erwachsenen Söhnen des Lehrers gründlich durchgeprügelt und dann an die Luft befördert. Ueber die Verletzung des Befandtenrechts erhob sich ein großes Geschrei bei den übrigen. Steine flogen in die Fenster Scheiben der Egli'schen Wohnung; bald jedoch rückte die Polizei heran und machte dem Standal ein Ende. Die vom Lehrerkonvent eingeleitete Disziplinar-Untersuchung endete damit, daß Egli von seinen beiden Klemtern die Lehrerstelle aufgab, und daß von den rebellierenden Schülern ein einziger mit Schimpf und Schande aus der Klasse ausgestoßen wurde: Gottfried Keller. Nach Locher war Keller bei der ganzen Kratavallaffaire bloßer Zuschauer gewesen; aber sein kurz zuvor gestorbener Vater, der Drechslermeister war — er hatte jahrelang seine Werkstatt im Locher'schen Hause — hatte der kleinen Gemeinde der Liberalen angehört und war damit den Regentensfamilien verhasst. An dem Sohn des „Hinterläßten“ statuierte man nun ein warnendes Exempel. — In seinem „Fähnlein der sieben Anfrechten“ hat der nachmals von seinen Mitbürgern so gefeierte Dichter das Patrizier-Regiment seiner Zeit gebührend gekennzeichnet und seinen Vater glänzend gerechtfertigt. —

u. Fuselöl in Fruchtstäben. Die Anti-Alkoholiker von der nicht vollkommen strengen Obervanz pflegen als Erfrischungsgetränk für die verpönten Weine, Biere oder Liqueure die Fruchtstäbe zu empfehlen; sie wissen nicht, daß sie dabei den Teufel mit Beelzebub austreiben. Denn erstlich sind auch die aus Johannisbeeren, Pfauenen, Mirabellen, Kirschen, Pepseln und dergleichen hergestellten Getränke nicht nur nicht frei von Alkohol, sondern enthalten ihn vielfach sogar in weit höherem Prozentgehalt als die meisten Biere und Weine. Hauptächlich aber ist zu bedenken, daß das eigentlich Schädliche weniger der Alkohol selbst ist, als vielmehr die ihm stets beigemengten Fuselöle; sie betauschen, sie ruinieren die Nerven, aber sie sind es auch, welche dem Getränk im wesentlichen den eigenartigen aromatischen Charakter geben. Gerade deswegen ist es unklug, die vergorenen Getränke völlig von den Fuselölen zu befreien — bis zu einem gewissen Grade geschieht es. Nun hat sich aber herausgestellt, daß die anscheinend so harmlosen Fruchtstäbe nach der Vergärung einen ganz konstanten Gehalt von Fuselöl enthalten, nämlich etwa 1 Proz., während der Gehalt der Traubenweine an Fuselöl zwischen 4/10 Proz. und 3/100 Proz. schwankt, in jedem Fall also beträchtlich geringer ist, als der der gegorenen Fruchtstäbe. —

Theater.

Leising-Theater. Das schwarze Schäfchen. Schauspiel in 5 Akten von R. Stowronnel. — Ein rechter Satiriker

hätte aus diesem Stoff schon etwas machen können. Gelegenheiten zu satirisch-ironischer Sittenmalerei und beißend epigrammatischen Ausfällen giebt er in Hülle und Fülle. Um so ärgerlicher ist es, daß dies alles in dem Stowromelischen Stück so ungenützt vorüberstreicht. Nicht daß es hier an satirischer Absicht fehle, aber sie bleibt ganz im Allgemeinen stehen. Statt sinnvoll origineller Ausprägung des Allgemeinen zum lebendig Konkreten, wodurch allein der Dichter zünden kann, wird nur eine breit auseinanderfließende Exemplifikation gegeben, bei welcher man auf Schritt und Tritt die Absicht herausmerkt. So verpuffte die Schilderung des Aufruchs, den das schwarze Schäfchen, eine junge leidlich aufgeklärte bürgerliche Offiziersfrau, die sich der herrschenden Masochablone nicht ohne weiteres fügen will, unter den Herren und Damen der Garnison hervorrufft, ohne rechte Wirkung. Nirgends weder in der Charakteristik, noch in der Intrigue, noch im Dialog eine lustig überraschende, schlagende Wendung, die sich dem Gedächtnis hätte einprägen können. Journalistenarbeit und Journalistenausfälle gegen den borvurten kleinlichen Hochmut militärischen Kasengeistes, die aber — auf daß die Nüchtheit nicht zu groß erscheine — durch mancherlei zierliche Verbenungen vor des Königs Noth, sofort auch wieder thümlich gemildert werden.

Was von Handlung in dem Stücke ist, drängt sich in den letzten zwei Akten zusammen. Frau v. Disnad, das „schwarze Schäfchen“, hat einen alten Jugendfreund, der vor vielen Jahren in ihre Hand geworben, aber damals abgewiesen wurde, in der Nachbarschaft der Garnison wiedergefunden, einen echten Theaterhelden, der allen Ansprüchen genügt: Großgrundbesitzer, Reserve-Offizier bei den gelben Ulanen, und, was die Sache doppelt pikant macht, ein halber Demokrat und Gegner der Getreidezölle! Ihre Zusammenkünfte, obwohl unter strengster Reserve beider Teile verlaufend, scheinen der schlechten Welt verdächtig und geben Stoff zu unerhöplicher Klatscherei. Sobald der Herr und Gemahl, der Rittmeister von Disnad, ein roher, jähzorniger Vuriche, von der Geschichte Wind erhält, steht es für ihn fest, daß seine Frau ihn mit dem andern betrogen habe. Und wenn das auch nicht der Fall wäre, man hat geflätzt und dieser Schimpf auf seiner bligebanken Offizierssehre kann nur mit Blut abgewaschen werden. Vergebens, daß die Frau ihre Unschuld beidwört, daß sie Beweise liefern will. Das steigert nur noch seine Wut. In tödlicher Angst eilt die Bedrängte nun zu dem Freunde, um ihn zu beschwören, die Forderung nicht anzunehmen. Unsonst. Auch er ist es seiner „Ehre“ schuldig, sich zu schlagen! Da endlich in der Furcht, ihn zu verlieren, blüht die verborgene Liebe aus ihrem Herzen hervor, die Liebe, nach der er immer sich geseht und die er nie mehr zu erschaffen gewagt hat. Und um für sie zu leben, weil „eine neue Lebensaufgabe in dieser Stunde ihm gestellt ist“, schlägt er, den Hohn der Standesgenossen nicht länger fürchtend, die Forderung aus.

Die Schauspieler, denen freilich wenig dankbare Aufgaben zugefallen waren, thaten ihr möglichstes; sehr gut waren insbesondere Frau Sauer als Frau von Disnad, Patry als ihr Freund und Herr v. Winterstein, der die rohe, blutdürstige Eiferjucht des innerlich verkommenen Rittmeisters in jedem Zuge echt herauszubringen wußte. Das Publikum applaudierte lebhaft. — da.

Musik.

Einen in jugendlich frischer Entwicklung begriffenen Künstler wie Günther Freudenberg hört man, auch wenn man sich über ihn schon ausgesprochen hat, gern zum zweiten oder dritten Male. Er besitzt in seinem Klavierspiel eine wohlthuende Klarheit, zumal was das Herausspinnen des melodischen Fadens betrifft. Gerade einem solchen Künstler sagt man dann mit besondrer Vorliebe, was ihm eben auf seinem eignen Gebiete noch zur Ausreifung fehlt. Jenes Herausspinnen des melodischen Fadens ist noch nicht die letzte Kunst in der Herausgestaltung des motivischen und sonstigen Tonfolge-Gehaltes. Auch dazu nimmt Herr Freudenberg einige Anläufe; doch das wenige „schmeckt nach mehr“. Heraus mit dem „Rubato“ und mit der Abstufung der Accente je nach dem Formbau! So könnte es schon in Schuberts Impromptu G-dur geschehen, einem Urbild zahlloser ähnlicher Stücke. Der Vortrag von Sentimentalität, den der Interpret dahineinlegt, mag bleiben; die etwas wiedermeierische Taktstrenge, von der er nur wenig abging, braucht in unsrer Zeit wirklich nicht bleiben. Auch das andre Impromptu Schuberts, das dahinterleide in Es-dur — entweder man macht daraus ein Virtuositäts-Tenfelerei, wie es seiner Zeit Rubinstein gethan hat, oder man trägt es mit eindringlicher Gliederung vor.

Herr Freudenberg hatte (am vorgestrigen Mittwoch im Beethoven-Saal) den Mut, ein Klavier-Konzert ohne jede fremde Mitwirkung zu geben, mit Beschränkung auf eine ziemlich enge Art von Stücken — vorwiegend Chopin und Chopin-ähnliches. Dazu gehört, namentlich wenn der Konzertgeber nicht gerade einer der Ueberwältigenden ist, ein gut sachmännisches oder auch gut dilettantistisches Publikum, das sozusagen mitarbeitet. Den Kritiker führt schließlich ein solches Konzert zu mancherlei Bemerkungen über Konzertweisen überhaupt. Vor einiger Zeit wurden in Darmstadt und in Mannheim Versuche einer Verdunkelung der Konzertträume gemacht, anscheinend mit gutem Erfolge. In südwestdeutschen Zeitungen war dem auch entsprechend viel darüber berichtet und gestritten worden. Beim Anblick solcher Berichte und

Streifenzettens scheint es mir nun wahrlich überflüssig, die dort vorgebrachten Für und Wider, die man sich wohl ohne viel Mühe denken kann, dem Leser zu reproducieren. Ohnehin geht ja Probieren über Studieren und Reflektieren, und einiger sorgsam variiertter Versuche dürfte die Sache wohl auch für Berlin wert sein. Indessen darf doch auf eine Seite der Sache aufmerksam gemacht werden, die anscheinend noch nicht berührt worden ist. Emancipieren wir uns nämlich von den bekannten äußerlichen Eindrücken prosaisch störender Art, indem wir bloß lauschend zuhören, so wird uns, wie ich fürchte oder hoffe, das Unvollkommene unres Konzerttreibens erst recht zum Bewußtsein kommen; wir werden dann den Nischmach noch weniger vertragen, und es wird uns vielleicht sein, als müßte jetzt und jetzt aus dem Dunkel heraus eine Bühne sichtbar werden, mit all dem vollen Bild von Menschlichkeit, das uns ein musikalisches Drama geben kann. Ich glaube, wir würden innerlich schreien nach einer echten, wahren Oper.

Wir in Berlin vielleicht ganz besonders. Täglich und täglich lesen, was draußen in der Provinz und in andren Landen an Opernkunst geleistet wird, und was die Berliner königliche Oper nicht leistet; wie sie wieder ein Jahr mit 2, 3 kümmerlichen Halbnovitäten dahingebacht hat; wie sie jetzt thut, als wollte sie mit einem Niesenprogramm kommen, aus dem vorausichtlich gerade noch ein Wilhelm Kienzl in die Wirklichkeit springen wird; das würde nachgerade tragisch sein, wäre es nicht verwünscht komisch. Man ehrt eine kleine, mit Dürftigkeit ringende Bühne wie das Carl Weich-Theater, indem man, ohne Scheu vor einem Wehethum, ihre neuen Leistungen nach strengen Maßen mißt; welche Waage sollen dann für die Depositenbank Unter den Linden bleiben?! —

sz.

Notizen.

— Die Sudermann-Premiere findet bereits am 24. Januar statt. —

— Grillparzers „Sappho“ geht am Freitag nächster Woche im Schauspielhaus neueinstudiert in Scene. Die Sappho spielt Rosa Poppe, den Phönix Rudolf Christians. —

— Die Eröffnung des Charivari-Brettels (Alte Jakobstraße 37) ist auf den 11. Januar angelegt. —

— Hermann Bahrs neues Lustspiel „Der Crampus“ geht am 13. Januar im Deutschen Schauspielhaus zu Hamburg in Scene. —

— Die Aufführung von Otto Ernsts Schauspiel „Die größte Sünde“ am Deutschen Volkstheater in Wien ist von der Censur verboten worden. —

— Die Wiesbadener Aufführung von dem neuen Louffischen Drama „Sturmhut“ ist vorläufig verschoben worden. —

— „Odysseus Tod“, der letzte Teil des Hungertischen Musikdramen-Cyklus „Homertische Welt“ ist vollendet. Die Klavierauszüge des Werkes sind bereits zum Versand gelangt; über die Erstaufführung steht noch nichts fest. —

— Zu dem Konzert des Philharmonischen Chores am Montag findet keine öffentliche Hauptprobe statt. —

— Im 6. Philharmonischen Konzert (Dirigent Arthur Nikisch), das am 20. Januar stattfindet, gelangt u. a. „Also sprach Zarathustra“, eine sinfonische Dichtung von N. Strauß, zur Aufführung. —

— Die Perle von Iberien“, ein Ballett der Wiener Tänzerin Irene Sironi, wird im Februar in der Wiener Hofoper gespielt werden. —

— Vom Simplontunnel lauten die Nachrichten außerordentlich ungünstig. Das Wasser, welches auf der italienischen Seite des Tunnels in denselben monathaltig eindringt, die Arbeiten hindert und die Maschinen verdirbt, scheint sich noch immer zu vermehren. Die Hoffnung, daß man durch ein Ablenken des Wildbaches Cairaso den Wassermaßen, welche fast 1000 Liter in der Sekunde betragen, Einhalt thun könne, hat sich als eine verfehlte erwiesen. Jetzt glauben die Sachleute, daß alles Unglück vom Wildbach Rembro komme, welcher ebenfalls oberhalb des Tunnels sein Bett hat. —

— Schwarze Weize, die von Säuren und Laugen nicht angegriffen wird, stellt man, nach der „Leipz. Ztg.“, her, indem man 1 Teil Anilinschwärz mit 60 Tropfen konzentrierter Salzsäure und 6 Teilen Alkohol verreibt. Die so erhaltene tiefblaue Lösung wird mit einer süßen Lösung von 1 1/2 Teilen Gummi arabicum in zehn Teilen Wasser verdünnt. Diese Weize greift nicht an und kann auch weder durch konzentrierte Mineralsäuren noch durch starke Laugen zerstört werden. Verdünnt man die Anilinschwärz-Lösung nicht mit Gummiwasser, sondern mit einer Lösung von 1 1/2 Teilen Schellack in 4 Teilen Weingeist, so erhält man einen Anilinsack, der sich durch eine außerordentlich tiefe Schwärze auszeichnet. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 12. Januar.